

IV. Zu Vorstellungen von Männlichkeit um 1900

Folgt man den Ansätzen der *Gender Studies*, konstituiert die Opposition männlich/weiblich die Kategorie der Identität wesentlich mit. Versteht man die Bedeutung dieser Dichotomie als gesellschaftliches Konstrukt und untersucht man diese Kategorien in ihren Existenzbedingungen und Funktionsweisen, erscheinen Texte als besonders wertvolles Arsenal für die Erforschung der Kategorie ‚*Gender*‘. Da die vier in dieser Arbeit zu behandelnden Texte mit dieser Dichotomie, die fundamental für die Konstruktion der Texte ist, kommunizieren, möchte ich zunächst einige theoretische, von den *Gender Studies* vorgeschlagenen Leitbegriffe vorstellen, um dann zu einer historischen Beschreibung der Männlichkeit um 1900 überzugehen.

1. Von der feministischen Theorie zur Genderproblematik

Die Kategorie ‚Geschlecht‘ hat insbesondere im letzten Jahrzehnt eine Ausweitung in vielen Wissenschaftszweigen erfahren; zahlreiche theoretische Ansätze und Anwendungen beglaubigen gewissermaßen die massive Tragweite dieses Begriffes. Fundamentale gesellschaftliche Vorstellungen werden in dieser Kategorie erdacht, erstellt und durchgesetzt. Die Betrachtung des sozialen und kulturellen Umgangs mit Geschlecht eröffnet die Möglichkeit, den Blick auf wesentliche Koordinaten der Gesellschaftsordnung zu richten. Definitionen, Bilder und dominante Stereotypen von Geschlecht dienen der Sicherung der gesellschaftlichen Ordnungen, die in Form von Institutionen über Hierarchien und Dichotomien durchgesetzt werden. Das Denken in Gegensatzpaaren wie männlich/weiblich dient auch einem kollektiven Bewältigungsversuch gesellschaftlicher Veränderungen und trägt zur Festigung von Machtpositionen und Rollen bei. Die Geschlechterdifferenz scheint eine fundamentale, ursprüngliche, archetypische soziale Unterscheidung zu sein, die in allen historischen und gegenwärtigen Gesellschaften in unterschiedlichen Formen und Funktionen präsent ist. Den Blick auf die Kategorie Geschlecht zu richten, meint eine Lesart der Geschichte und gesellschaftlicher Prozesse, die immer auch um Themen der Differenzierung und Hierarchisierung kreist.

Die in den USA entwickelten *Gender Studies* haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Funktionsweise der Kategorie Geschlecht in verschiedenen sozialen Diskursen zu untersuchen und zu beschreiben. Der Ausgangspunkt bildet die herausragende normative Kraft der Vorstellung von Geschlecht und dem damit einhergehenden Gegensatzpaar männlich/weiblich. In den 90-Jahren kristallisieren sich aus den feministischen *Women*

Studies die *Gender Studies* mit einer ihnen eigenen Perspektive heraus und situieren sich in den allgemeineren Bereich der *Cultural Studies*. ‚Gender‘, ursprünglich eine grammatikalisch-lexikalische Kategorie, wird Mitte der 80-Jahre in verschiedenen amerikanischen literaturwissenschaftlichen Publikationen in Opposition zu ‚sex‘ neu umrissen. ‚Sex‘ wird als biologisches Geschlecht der sozial und kulturell bedingten Konstruktion von Geschlecht, dem *Gender*, gegenübergestellt. Im Mittelpunkt dieser Überlegungen steht die Idee der sogenannten ‚genderization‘ – Geschlechtwerdung -, d.h. das Postulat, nachdem die Geschlechtsidentität kein angeborenes Merkmal darstellt, sondern sozial, kulturell und sprachlich durch Zuschreibungen und Aneignungen erworben wird. ‚Gender‘ und damit auch Identität allgemein werden als diskursiv herstellbar gedacht⁹⁴.

Geschlechteruntersuchungen suchen den Konstruktionscharakter von Geschlecht historisch transparent und sprachlich-begriffliche Artikulationen und Deutungssysteme gesellschaftlicher Ordnung deutlich zu machen⁹⁵. Wenn der Konvergenzpunkt der *Gender Studies* die Idee ist, dass Geschlecht als Konstrukt, als Produkt kultureller Normen, Praktiken und Übereinkünfte verstanden wird und die Biologie als determinierende Kraft in den Hintergrund geschoben wird, steht der Prozess des ‚doing gender‘ im Mittelpunkt der Geschlechteranalysen. Der Fokus der Analysen richtet sich damit auf einen ‚Vollzug‘ von Geschlecht. Jedoch stehen dem Individuum nicht unbegrenzt beliebige Möglichkeiten für diesen Vollzug des Geschlechts zur Verfügung, sondern die geschlechtliche Identität erscheint als Resultat von komplexen, heterogenen und sich nie abschließenden Interaktionen des Individuums mit Anderen, mit institutionellen Diskursen, mit Bildern und Projektionen. Es handelt sich also um eine interaktive Konstruktion der symbolischen Geschlechterordnung.

Der kontinuierliche Akt der Verleihung von Bedeutung spielt in den Gendertheorien eine wesentliche Rolle. Untersucht werden die Formen und Medien, welche die gesellschaftlichen Organisationen haben, um Bedeutung zu schaffen; d.h. die bedeutungsschaffenden Systeme auf ihre Operationsweise hin zu betrachten, stellt eine der Hauptbewegungen von Genderuntersuchungen dar. Soziale und kulturelle Repräsentation und Artikulation von Geschlecht machen aus der Kategorie Geschlecht erst einen sinnvollen Inhalt. Die Erfahrung von Geschlecht hängt unmittelbar von dem Prozeß der

⁹⁴ Siehe auch Jutta Osinski, *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*, Berlin: 1998, S. 122.

⁹⁵ Ute Frevert zeigt in ihrem Buch *Mann und Weib und Weib und Mann. Geschlechterdifferenzen in der Moderne*, München: 1995 die grundlegenden Elemente auf, die seit dem 18. Jahrhundert die Vorstellungen von weiblichem und männlichem Geschlecht prägen. Hierbei steht im Mittelpunkt ihrer Analysen die Idee des Geschlechts als Konstrukt, und der Blick richtet sich auf die Verfahren und Methoden mit und durch die dieses Konstrukt aufgestellt und aufrechterhalten wird.

Bedeutungsgebung ab, oder wie Joan W. Scott schreibt: „Ohne Bedeutung gibt es keine Erfahrung; ohne den Prozeß der Bedeutungsgebung gibt es keine Bedeutung.“⁹⁶

Wesentlicher Diskussionspunkt der Genderdebatten ist der Körper. Inwiefern kann er als Natur verstanden, und so auf traditionelle Weise der Kultur gegenübergestellt werden, inwiefern muß er immer schon als kulturell kodiertes Zeichen interpretiert werden? Trägt die Unterscheidung Natur/Kultur überhaupt noch, oder sind wir als Analytiker und Interpreten von kulturellen Ereignissen immer schon dem Pol der Kultur verschrieben, ohne Möglichkeit, eine vorkulturelle Natur zu erfassen? Judith Butler steckte mit ihrem Text *Das Unbehagen der Geschlechter*⁹⁷ den Rahmen dieser Diskussion ab. Butler negiert die Möglichkeit, ein Phänomen jenseits jeglichen Diskurses zu erfassen. Ihr folgend gibt es keine ungelesene Natur auf die wir zurückgreifen können, um sie neutral und objektiv als vordiskursive Realität zu etablieren. Diese Annahme wurde insbesondere in der deutschen Rezeption ihres Buches mit Skepsis und Kritik aufgefaßt und diskutiert. Barbara Duden beispielsweise schreibt explizit gegen diesen dekonstruktivistischen Ansatz an, bei dem ‚Leibhaftigkeit‘ als nur diskursive Realität dargestellt wird. Duden stellt die Erfahrung von Körper, von Leibhaftigkeit, in den Vordergrund ihrer Analysen, ohne zu bestreiten, dass diese kulturell und geschichtlich geprägt ist. Jedoch gäbe es eine Art Restsumme, die sich bei einem an Butler orientierten Ansatz verlieren würde und die im erfahrenen ‚Körper-Sein‘ situiert wird⁹⁸.

Hilge Landweer sucht in ihrer Butler-Kritik eine Unterscheidung zwischen diskursiver Interpretation und „Unterscheidung durch Formgebung“ aufzustellen⁹⁹. Bei beiden Verfahren handle es sich um kulturelle Prozesse, jedoch stellt ersteres Aussagen bzw. Thesen auf, während es sich bei dem zweiten um eine weniger begriffliche und sinnstiftende Aktivität handeln würde. Körper geschlechtlich zu sehen, wäre Resultat dieses Unterscheidungsprozesses, der mit Formen operiert, die für Landweer zwischen Realität und Interpretation zu situieren sind:

Nur weil jeder Begriff von ‚Natur‘ oder ‚Körper‘ sui generis ein Begriff in einem Symbolsystem ist und nicht ‚die Sache selbst‘, nur weil *jede* symbolische Repräsentation nicht einfach Anzeichen für etwas faktisch Gegebenes, sondern ein mehr oder weniger komplexes Bedeutungssystem ist, so

⁹⁶ Joan W. Scott, „Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse“, in *Selbstbewusst. Frauen in den USA*, hrsg. v. Nancy Kaiser, Leipzig: 1994, S. 27-75, S. 45

⁹⁷ Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt am Main : 1991.

⁹⁸ Barbara Duden, „Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument“, in *Feministische Studien*, Heft 2, 1993, S. 24-33.

⁹⁹ Hilge Landweer, „Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht. Wahrnehmungs- und symboltheoretische Überlegungen zur sex/gender – Unterscheidung“, in *Feministische Studien*, op.cit., S. 34-43.

heißt dies nicht, daß dieses System keine ‚Umwelt‘ hätte. Wenn man dies behaupten wollte, so fiel das System in sich zusammen: Von der prinzipiell diskursiven Konstruktion unserer Welt auszugehen macht nur Sinn, wenn das Diskursive von einer Realität jenseits des Sprachlichen unterschieden ist.¹⁰⁰

Ähnlich argumentiert Isabell Lorey, indem sie zwar Butler folgt, wenn sie Subjekt und Geschlecht als Resultat von diskursiven Praktiken versteht, jedoch Erfahrung und Wahrnehmung einen Realitätsgehalt zuschreibt, der den reinen Konstruktionscharakter dieser Begriffe sprengt¹⁰¹. Lorey nennt die Selbstwahrnehmung des Subjekts, das als aktuelles Alltagsbewußtsein präsent und dadurch real ist, die Ebene des ‚Selbst‘. Diese Dimension würde in der Analyse Butlers nicht zu fassen sein. Lorey situiert in diese Dimension des Selbst auch die eigene Wahrnehmung des Körpers:

Auch wenn es keine natürlichen biologischen Geschlechtskörper gibt und die Bestimmung der Anatomie vom Kenntnisstand der Biologie abhängt, *wirken* die Konstruktionen von ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ Körpern. Sie werden Teil der Körperwahrnehmung und erhalten durch ‚Körperpraxen‘ eine Realität.¹⁰²

Wenn man Butler folgt, und so tut es beispielsweise Gesa Lindemann, werden geschlechtsspezifische Körperformen als kulturell produziert betrachtet. Körper werden in der Wahrnehmung gesellschaftlichen Distinktionsbedürfnissen unterworfen und aus diesem Prozeß heraus entsteht die Geschlechterdifferenz. Körper werden als integraler Bestandteil kultureller Bedeutungszusammenhänge verstanden: „Sie können nicht an sich, sondern nur in und gewissermaßen für diesen Rahmen zum Gegenstand gemacht werden.“¹⁰³ Körper sind also nur intelligibel, wenn sie in einem Bedeutungssystem auftreten; jenseits dieser symbolischen Ordnung gibt es nichts worüber wir etwas aussagen könnten. So muß das zu analysierende Feld in diesem Ordnungssystem liegen.

Abschließend kann jedenfalls als Resultat dieser Debatten um die Kategorie Geschlecht hervorgehoben werden, dass eine grundlegende Kritik an essentialistischen Vorstellungen von Natur, Geschlecht und Identität vollzogen wird. Hauptanliegen der genderorientierten Untersuchungen ist die Einordnung der Kategorie Geschlecht in ein Bedeutungssystem,

¹⁰⁰ Idem., S. 42.

¹⁰¹ Isabell Lorey, „Der Körper als Text und das aktuelle Selbst: Butler und Foucault“, in *Feministische Studien*, op.cit., S. 10-23.

¹⁰² Idem., S. 20.

¹⁰³ Gesa Lindemann, „Wider die Verdrängung des Leibes aus der Geschlechtskonstruktion“, in *Feministische Studien*, op.cit., S. 44-54, S. 45

welches diskursiv, interaktiv und fortlaufend in gesellschaftlichen Praktiken aufgestellt und permanent (re)produziert wird. Dieses Bedeutungssystem darf hingegen nicht als von einer Machtinstanz aufgezwungene Ordnung verstanden werden, sondern muß als dynamisches und sich immer wieder aktualisierendes und verschiebendes Prinzip gedacht werden. Bei der Kategorie ‚Gender‘ handelt es sich nicht, wie bei der Kategorie ‚Frau‘, um eine Ausschluß- bzw. Ausgrenzungskategorie, sondern sie fungiert als Werkzeug um die Konstruiertheit von Geschlechtsidentität zu betrachten, oder wie Joan W. Scott zusammenfassend bemerkt:

Zur Debatte stand und steht, wie Bedeutung und Repräsentation erzeugt werden und welche Funktion darin das *sex*- und *gender*-System einnimmt. Letztlich geht es also darum, die Art und Weise, *wie* in unserer westlichen Kultur Unterscheidungen geschaffen, Dichotomisierungen eingeführt und Hierarchien produziert werden, in Frage zu stellen.¹⁰⁴

2. Der Idealtypus ‚Mann‘ als Verkörperung gesellschaftlicher Normen

Die Beschäftigung mit der Problematik der Männlichkeit taucht erst seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts in der wissenschaftlichen Landschaft auf und wird durch die Ablösung der herkömmlichen feministischen Ansätze durch die ‚gender studies‘ bedingt¹⁰⁵. Erst dann sind die Voraussetzungen dafür erfüllt, dass das ‚unmarkierte‘ Geschlecht in das Blickfeld der so genannten ‚men studies‘ gelangen kann. Die ‚Frau‘ als Objekt feministisch angelegter Forschungsarbeiten reklamierte die Aufmerksamkeit, die ihr historisch gelehnt wurde, und beginnt die ‚andere‘ Geschichte zu schreiben, die Geschichte des unterdrückten Geschlechts. Die ‚gender studies‘ verschieben das Interesse auf den Konstruktcharakter von Geschlecht und sexueller Differenz. Konstruiert wird neben der ‚Frau‘ auch der ‚Mann‘, neben der Subordination auch die Dominanz. Der Blick schärft sich zunächst in Richtung ‚Frau‘, da das ‚andere‘ Geschlecht auffälliger durch seine Differenz erscheint. Simone de Beauvoir hat das in ihrer Studie über die Sexualität der Frau bereits im Titel angekündigt. *Das andere Geschlecht*, das ist das weibliche, das markierte, gebrandmarkte Geschlecht, während „[...] ein Mann zu sein keine Besonderheit darstellt; ein Mensch ist im Recht, wenn er ein Mann ist; die Frau ist die, die im Unrecht ist.“¹⁰⁶ Als absoluter Menschentypus erscheint der ‚Mann‘, wie in mehreren Sprachen die Übereinstimmung der Bezeichnungen für ‚Mann‘ und ‚Mensch‘ zeigt. Erst der Bruch der Einheitlichkeit von ‚Mensch‘ und ‚Mann‘ holt diesen aus

¹⁰⁴ Joan W. Scott, idem, S. 28-29.

¹⁰⁵ Siehe für diesen Übergang die Einleitung von *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, hrsg. v. Walter Eckhart und Britta Herrmann, Stuttgart, Weimar: 1997.

¹⁰⁶ Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek bei Hamburg: 1989, S. 10.

seiner Unsichtbarkeit heraus. Simone de Beauvoir spricht von der Frau als dem Objekt, während der Mann die Subjektposition innehat. Die wesentliche Dichotomie zwischen dem ‚Selbst‘ und dem ‚Anderen‘ entspricht, so Beauvoir, der Dichotomie von ‚Mann‘ und ‚Frau‘. Das Sprechen über den ‚Mann‘ wird durch diese Identifikation zu einem Sprechen über das ‚Selbst‘ einer Gesellschaft:

Was wir heute unter Maskulinität verstehen, übte einen großen Einfluß auf die Bestimmung dessen aus, was zum normativen Muster von korrekten Verhaltensweisen und ‚Moral‘ wurde, das heißt der allgemeinen Art und Weise, sich innerhalb des gesellschaftlichen Umfelds der vergangenen Jahrhunderte zu bewegen und zu handeln.¹⁰⁷

Ist das weibliche Geschlecht das ‚Andere‘, dann entspricht die ‚Männlichkeit‘ der Norm, von der aus das ‚Andere‘ als anders markiert wird. Die Beschreibungen von Konstruktionen von Männlichkeiten werden immer auch von Normsetzungen und -überschreitungen handeln. Das Selbstbild einer Gesellschaft, die Norm, die es zu setzen, zu erhalten und zu verteidigen gilt, wird vom ‚männlichen‘ Geschlecht verkörpert. Die ‚Frau‘ nimmt komplementär zu diesem Männlichkeitsbild die hierzu angepasste Rolle ein. In einer patriarchalen Gesellschaftsordnung sind ‚Männlichkeit‘ und Öffentlichkeit Glieder derselben Kette, während die private Sphäre der ‚Weiblichkeit‘ zugeordnet wird. Die regelnden und dominanten Diskurse einer Gesellschaft etablieren sich für bessere Sichtbarkeit und Wirksamkeit in der Öffentlichkeit und kreisen so stärker um das Bild des ‚Mannes‘. Aktiv, öffentlich und repräsentativ für eine Gesellschaft ist der ‚Mann‘, der diese gesellschaftliche Ordnung ‚trägt‘, während die in der häuslichen Umgebung und Passivität situierte Frau ihre Rolle am idealsten mit Diskretion und Unsichtbarkeit erfüllt. Diese Elemente sind grundlegend für die patriarchalische Geschlechterordnung seit der Moderne, wobei sie durch andere Diskurse, sowohl komplementäre wie auch zuwiderlaufende, durchkreuzt werden und insbesondere seit dem *fin de siècle* permanent in Frage gestellt, ja atomisiert werden. Die patriarchalische Ordnung verliert seit der Jahrhundertwende an Absolutheit und Selbstverständlichkeit, obwohl jedoch wesentliche Elemente des Patriarchats weiter bis heute in der sozialen Ordnung eingeschrieben sind¹⁰⁸.

¹⁰⁷ George L. Mosse, *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*, Frankfurt am Main: 1997, S. 10.

¹⁰⁸ Siehe Bryan S. Turner, *The Body and Society*, London, Thousand Oaks, New Delhi, 1996, insbesondere das Kapitel „From Patriarchy to Patrimism“. Turner schlägt den Begriff von ‚Patrimism‘ vor, um die patriarchalischen Elemente, die in der Gesellschaft des Kapitalismus und Individualismus überlebt haben, zu beschreiben. Während das Patriarchat eine „[...] traditional theory of authority which would appear archaic in a society

Die dominanten gesellschaftlichen Männlichkeitskonstrukte besitzen meist eine normative und konservative Kraft und stehen in einem engen Verhältnis zu der Norm, die durch das Bild des Mannes verkörpert und aufrechterhalten wird: „So wie die moderne Maskulinität die Ideale und Hoffnungen der Gesellschaft widerspiegelte, so waren ihre Feinde auch die Feinde der Gesellschaft.“¹⁰⁹ Die Korrelationen zwischen gesellschaftlicher Macht und dominanten Vorstellungen von Männlichkeit sind vielfältig und formen wesentliche Bestandteile vieler Diskurse. Der von Foucault entwickelte Machtbegriff, der Macht als produktive Kraft und sowohl als Erzeugerin wie als Produkt der dominanten Diskurse erscheinen lässt, macht es möglich, Männlichkeit als diskursiven Effekt mit historischem Charakter zu beschreiben. Männlichkeit erscheint aus seinem universalen Charakter herausgehoben und weist einen historischen und sozialen Aspekt auf, Männlichkeit wird zu einer kulturellen und individuell fassbaren mobilen Kategorie, die entwickelt, gezüchtet und geformt werden kann¹¹⁰.

Drückt man diesen Gedankengang, der versucht die Universalität des Männlichkeitsbilds für ein diskursives Konstrukt von Männlichkeit zu vernachlässigen, in psychoanalytischem Jargon aus, kann man, mit Kaja Silverman, für die Aufspaltung der Phallus-Penis-Identifikation plädieren¹¹¹. Silverman sieht die Gleichsetzung von Phallus - im Lacanschen Sinne als Ursprungsignifikant der symbolischen Ordnung verstanden - und Penis - als das geschlechtsspezifische Organ des Mannes, welches ihn von der Frau unterscheidet - als grundlegend für die *dominant fiction* an, die der dominanten Ideologie entspricht. Ideologie bezieht sich nicht auf einen spezifischen Komplex an Ideen, sondern stimmt mehr mit dem Foucaultschen Begriff des dominanten Diskurses überein: „[...] it is through ideological belief that a society's ‚reality‘ is constituted and sustained, and that a subject lays claim to a normative identity.“¹¹² ‚Männlichkeit‘ und *dominant fiction* sind miteinander verwoben: „If ideology is central to the maintenance of classic masculinity, the affirmation of classic masculinity is equally central to the maintenance of our governing ‚reality.‘“¹¹³ Diese Verbundenheit von Maskulinität und Diskurs sei dermaßen stark, so Silverman, dass Krisen im Verständnis der Männlichkeit oder Verschiebungen in den Bildern von Männlichkeit, Krisen in dem Selbstverständnis einer Kultur mit sich bringen würden. Die paradigmatische

characterized by individualism, secular values and legal-rationalism“ S. 147 darstellt, „[...] involves [Patrim] prejudicial beliefs and practices of men towards women without the systematic backing of law and politics.“, S. 157.

¹⁰⁹ George L. Mosse, idem., S. 20.

¹¹⁰ Siehe Stefan Leonhard Brandt, *Männerblicke. Zur Konstruktion von ‚Männlichkeit‘ in der Literatur und Kultur der amerikanischen Jahrhundertwende*, Stuttgart: 1997, S. 17-18.

¹¹¹ Kaja Silverman, *Male Subjectivity at the Margins*, New York, London: 1992, S. 15-21.

¹¹² Idem., S. 15.

¹¹³ Idem., S. 16.

Form einer Männlichkeitskrise ergebe sich aus der Aufspaltung der Gleichstellung von Phallus und Penis, das heißt, wenn Männer, die biologisch mit Männlichkeit ausgestattet sind (also einen Penis besitzen), ihre dominante Rolle in der Gesellschaft als Träger der symbolischen Ordnung (Sprache als Ursprungssystem für alle anderen gesellschaftlichen Systeme) nicht einnehmen wollen oder können. Hinzuzufügen wäre ein nicht-kausales Verhältnis von Krisen im Männlichkeitskonstrukt und im dominanten Diskurs. Außerdem wäre zu fragen, ob der Mann zunächst an sich und seiner Dominanz zweifelt und daraus eine prekäre Situation für die tragenden Diskurse einer Gesellschaft entsteht, oder ob dies mehr als Gesamtprozess zu verstehen ist, bei dem man die verschiedenen Momente nur feststellen, aber nicht ordnen und klassifizieren kann.

Ist die ‚Männlichkeit‘, in der Linie Simone de Beauvoirs betrachtet, zum einen das unsichtbare, weil universelle und normative Geschlecht, ist es andererseits auch das konstruierte Geschlecht im Gegensatz zum ‚natürlichen‘, ‚ewig weiblichen‘ Prinzip:

Das Zeichensystem der ‚Männlichkeit‘ wird oft in die Form einer zwingenden, gesellschaftlichen Anweisung gefügt, etwa bei militärischen und anderen maskulinen Initiationsriten. Während ‚Weiblichkeit‘ in den westlichen Gesellschaftssystemen zumeist als ‚natürlicher‘, sich selbst legitimierender Zustand aufgefasst wird, bezeichnet ‚Männlichkeit‘ mehr das Resultat einer erbrachten Leistung.¹¹⁴

Eine Krise in den dominanten Vorstellungen von Männlichkeit beinhaltet so eine Auseinandersetzung mit den Ansprüchen, durch dessen Erfüllung die männliche Identität konstituiert wird. Für die Betrachtung der Konzepte der Männlichkeit und deren Krise um die Jahrhundertwende scheint dieser Aspekt wesentlich.

3. Die Kategorie ‚Geschlecht‘ und die Arbeit mit Texten

Die oben aufgeführten theoretischen und analytischen Kategorien und Begriffe bilden ein besonders nutzbar zu machendes Arsenal an Interpretationszugängen für die Analyse von literarischen wie auch nicht-literarischen Texten. Wenn Geschlecht diskursiv erstellt wird, d.h. über Gesten, Akte, Interaktion, Anerkennung, Zuschreibung, Aneignung etc. entsteht, dann stellt der mehr oder weniger geschlossenen Raum eines Textes eine privilegierte Möglichkeit dar, genau diese Konstruktion auf das ‚Wie‘ ihrer Herstellung hin zu untersuchen.

¹¹⁴ Stefan Leonhard Brandt, idem., S. 18.

In einem diskursanalytischen Ansatz wird jegliche kulturelle und soziale Praxis weitgehend als Diskurs verstanden. Anlehnend an Foucault stellt ein Diskurs ein Bedeutungssystem dar, welches sich wiederum in heterogenen und vielfältigen Praktiken aktualisiert. Ein Diskurs darf auch nicht als einheitliches Protosystem verstanden werden, dass viele kleinere, von ihm ausgehende und abhängige Systeme strukturiert. Vielmehr sind jeweilig in einem historischen Moment viele Diskurse simultan präsent, die sich auch in einem konfrontierenden Verhältnis zueinander befinden können. Jeder Diskurs beinhaltet gleichzeitig die Möglichkeit eines Gegendiskurses und oft wird die Herstellung eines so gearteten Antidiskurses sogar strategisch produziert.

An den Foucaultschen Begriff des Diskurses anlehnend, verstehe ich unter Diskurs ein komplexes Geflecht aus Handlungsweisen, Körperpraxen, Formen des Wissens, Institutionen, Machtverhältnisse und Kunstproduktionen. Meist präsentieren sich Diskurse als Kombination von all diesen nur auf theoretischer Ebene eindeutig zu trennenden Sphären. Der Begriff des Diskurses setzt eine gewisse Einheitlichkeit in den Diskursformationen voraus, d.h. eine gemeinsame innere Logik, strukturelle Ähnlichkeiten, gemeinsame zentrale Topoi. Diese Gemeinsamkeiten machen den Diskurs als solchen erkennbar und beschreibbar. Obwohl die verschiedenen Diskurse miteinander verschränkt sind, mehr noch, oftmals ineinander übergehen und ihre Grenzen sich auflösen, besitzt jeder Diskurs innerhalb seines Rahmens auch eine Eigenlogik.

Literatur ist eine der vielen kulturellen Praktiken, die als ‚Diskurs‘ identifiziert werden können. Hierbei würde ich der Diskursanalyse folgen und nicht ‚Literatur‘ als einheitliches System oder Diskurs auffassen, das als organischer Block anderen Diskursen gegenübersteht. Literatur hat unzählige Möglichkeiten, sich mit anderen Diskursen zu verschränken. Sie kann bestimmte Diskurse unterstützen und verstärken, sie kann sie auch zu unterlaufen suchen und in Frage stellen, sie kann sie aber ebenfalls unangetastet lassen oder wesentlich dazu beitragen, sie erst zu produzieren. Aus solch einer Perspektive läßt sich ein literarischer Text und ein Text anderer Natur, beispielsweise ein Text mit wissenschaftlichen Ansprüchen oder theoretischen Ausrichtungen, auf einer Ebene analysieren. Texte werden als Bedeutungssysteme betrachtet, die durch unterschiedliche Strategien - und hierbei ist es doch von Wichtigkeit, den jeweiligen Anspruch eines Textes, einem Diskurs anzugehören, in der Analyse zu beachten - Sinn stiften, Erfahrungen und Bedeutungen herstellen. Es handelt sich hierbei nicht um eine Aufhebung der Unterscheidungen, die zwischen verschiedenen Textgenres aufgestellt werden können; vielmehr um einen Blick, der von einer differenzierten Einheit von Texten ausgeht. Jeder Text kann auf das ‚Wie‘ seiner

Bedeutungsschaffung hin betrachtet werden. Verschiedene Texte, je nach Anspruch, erwünschtes oder angesprochenes Publikum, etc. nutzen hierbei andere Strategien und haben andere zur Verfügung stehende Möglichkeiten, die wiederum durch den Rahmen, in den sich der Text einschreibt oder einschreiben will, mit gesetzt werden. Diese Rahmen sind nicht stabil, sondern historisch und kulturell variierend und flexibel und werden permanent transformiert, wiederhergestellt, neu definiert.

Thomas Laqueur hat in seinem Text *Auf den Leib geschrieben*¹¹⁵ medizinische und philosophische Texte von der Antike bis Freud auf die Konstruktion von Geschlechtermodellen hin untersucht. Hierbei vollzieht er keine methodische Differenz bei der Betrachtung der heterogenen Texte. Vielmehr versucht er eine Distanzierung von der traditionellen Idee des beschreibenden Naturwissenschaftlers herzustellen, indem er hervorhebt, wie sogenannte wissenschaftliche Diskurse ebenfalls in Bedeutungssysteme eingebunden sind, sich mit anderen Diskursen verstricken, durch Machtsysteme und Politik bedingt werden oder eingeschränkt sind durch soziale Normen. Biologie und Medizin operieren mit Bildern, also mit einer Ästhetik der Repräsentation, die immer schon von einer bestimmten Metaphernmatrix geprägt ist. Laqueur zeigt, wie das Körperliche, dass in einem aufklärerischen Diskurs als neutrale Natur zur Grundlage der Beschreibung dient, mit dem Metaphorischen verschränkt ist: „Die Macht der Kultur repräsentiert sich demzufolge in Körpern und formt sie wie auf einem Amboß zu der geforderten Gestalt.“¹¹⁶ Die Idee, die diesem Gedankengang zu Grunde liegt, ist dieselbe, die man schon als leitende Argumentation bei der Genderdebatte beobachten konnte: Erfahrung kann nur in gewissen Paradigmen erlebt und wiedergegeben werden.

Den Genderstudies und insbesondere Judith Butler folgend, stellt Geschlecht eine extrem ausschlaggebende Kategorie für die Gesellschaftsordnung dar. Präsent in fast allen diskursiven, also bedeutungsschaffenden Praktiken, formt sie diese wesentlich mit. Von Butler wird dieser Gedankengang noch zugespitzt, indem sie Geschlecht als identitätstiftende und unentbehrliche Kategorie ansieht. Außer in Geschlechtern existieren Subjekte nicht. Intelligible Subjekte werden nur in den Kategorien von männlich/weiblich etabliert. Geschlecht und also auch Subjekt entstehen in einem permanenten Vollzug, wie Butler mit dem Terminus des Performativen beschreibt.

¹¹⁵ Thomas Laqueur, *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, München: 1996.

¹¹⁶ Idem., S. 272.

Diese Performativität, also der Akt der ständigen Wiederholung, des Zitierens und Inszenierens kann in einem Text, diesmal in einem engeren Sinn als geschriebener und gelesener Text verstanden, beobachtet werden. Texte, sowohl literarische wie auch Texte anderer Ausrichtungen, stellen einen Raum dar, wo Formen und Strategien zur Aufstellung von Bedeutung besonders sichtbar gemacht werden können. Hierbei muß beachtet werden, dass Texte sich in einem komplexen und wechselseitigen Verhältnis zu anderen sozialen und kulturellen Diskursen befinden. Der Text kann weder als pure Wiedergabe verstanden werden, bei dem zu sehen ist, wie eine bestimmte Gesellschaft über Dinge denkt oder sie aushandelt, noch kann man davon ausgehen, dass Texte nur diese Gesellschaftsformen erfinden. Das Verhältnis beruht auf einer permanenten Wechselseitigkeit, wobei die Akzente sich verlagern können. Texte können bestimmten Gesellschaftsvorstellungen dienen, indem sie sie verbreiten oder akzentuieren, sie können aber auch bestimmte Ordnungen angreifen und in eine unsichere Position bringen. Der Begriff des Performativen scheint hier eine fruchtbar zu machenden Kategorie, in dem man das Zitieren mit seiner Möglichkeit des anders Zitierens und dadurch Neu-Bedeutens mit einschließt.

Literatur, im eigentlichen Sinne verstanden als fiktionales Textgebilde, kann als eine Art Bühne betrachtet werden, bei der die Sprache der zentrale Akteur ist: Ein literarischer Text fungiert wie eine Bühne der Sprache und der Bedeutungsschaffung. Motive werden bewußt eingesetzt, mit anderen zu einem mehr oder weniger durchstrukturierten System zusammengefügt und sind strategisch für gewisse Effekte zuständig. Das hierbei immer ein ästhetisches System, welches historisch bedingt ist, mit einspielt, welches auch die Möglichkeiten eines Textes bedingt und dessen Horizont darstellt, soll hier nicht in Frage gestellt werden. Dass wiederum dieses ästhetische System mit anderen Diskursen in wechselseitigem Verhältnis steht, soll ebenfalls berücksichtigt werden. Ich möchte hervorheben, dass literarische Texte sich besonders eignen, um die Art, wie Texte Bedeutung und Sinn schaffen, zu betrachten, da sie gleichzeitig das Material zur Sinnstiftung, also Sprache, mitreflektieren. Um es in traditionellen Kategorien auszudrücken, Inhalt und Form sind gleichwertig zur Schau gestellt, Sprache dient nicht einfach nur als Mittel zur Übergabe von bestimmten Gehalten.

Aus diesen Gründen erscheinen mir die von der Gendertheorie erstellten Begriffe und Termini zur Analyse und Interpretation von Texten, und insbesondere von literarischen Texten, besonders geeignet. Mit den Begriffen Diskurs, Bedeutungsschaffung, Performativität, Subversion durch unterlaufene Wiederholungsmuster, können Texte auf die Konstruktion von Geschlecht und Identität untersucht und interpretiert werden.

4. Zur Konstruktion der modernen Maskulinität

Situiert man den Beginn der Moderne in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und dem Anfang des 19. Jahrhunderts, lässt sich im Männlichkeitsideal eine Systematisierung und stärkere Festlegung der Konturen der Maskulinität betrachten. In einem Zeitalter, das über Symbole Systematisierungen vornimmt und Macht ausübt, nimmt der Körper einen stärkeren Symbolcharakter an¹¹⁷. Zwischen der Konstruktion der modernen Maskulinität und der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft gegen Ende des 18. Jahrhunderts lassen sich starke Parallelitäten festmachen, die Veränderung in den gesellschaftlichen Strukturen bringt auch Transformationen im Bild des Mannes mit sich. Das ritterliche Ideal der Männlichkeit beinhaltet wesentliche Merkmale der modernen Männlichkeit, wie Loyalität, Rechtschaffenheit, Tapferkeit und Ausdauer, jedoch fehlt es dem Ideal der Ritterlichkeit an betonter moralischer Untermalung, wie auch die Ästhetik, das körperliche Erscheinungsbild, keine wesentliche Rolle einnimmt, sondern vielmehr hinter der Rüstung und ihren Symbolen verschwindet. Im 18. Jahrhundert bereichert sich das - gleichsam historisch gefilterte - Verständnis der ritterlichen Männlichkeit um moralische und ästhetische Vorstellungen. So überleben, an transformierte gesellschaftliche Koordinaten angepasst, bestimmte aristokratische Elemente im modernen Stereotyp des Mannes. Das Konzept der Ehre gründet beispielsweise nicht mehr nur auf Abstammung, sondern auch auf Tugend, was sich an der Institution des Duells verbildlichen lässt. Im Gegensatz zur Adelsgesellschaft werden im bürgerlichen Zeitalter moralische Aspekte, welche die Gesellschaft ordnen, fundamental und sind sowohl konstitutiv für die Männlichkeit wie auch für das Selbstverständnis der sozialen Ordnung. Leitbegriffe wie Gerechtigkeit, Gleichheit, Recht und Ordnung geraten in den Vordergrund. Beim bürgerlichen Ideal des Mannes kommt zu den moralischen Vorstellungen auch eine ästhetische Ebene hinzu, was mit einheitlichen Auffassungen des Individuums zusammenhängt, bei welchen von einer harmonischen Spiegelung von Geist und Körper ausgegangen wird: An Gesicht oder Körperbau glaubt man moralische Werte ablesen zu können. Moral und äußere Erscheinung beziehen sich aufeinander in einer einheitlichen und kontinuierlichen Bewegung. Moralisch als tugendhaft bewertete Lebensweisen lassen sich so

¹¹⁷ Siehe für diese Entwicklung George L. Mosse, idem., insbesondere die Einführung „Das maskuline Stereotyp“.

an einem regelmäßigen und angenehmen Äußeren ‚ablesen‘, der Grundgedanke, auf dem auch Johan Kaspar Lavaters Physiognomietheorie basiert¹¹⁸.

Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts richtet sich der ästhetische Blick auf das Alte Griechenland, ein Prozess, der stark mit dem Namen Winckelmann verbunden ist. Der männliche Körper erlangt durch diesen Rückblick und die Bewunderung der marmornen Statuen von nackten Männern eine neue Fokussierung. Kraft, Virilität, Harmonie und Proportion, die als Zeichen der Selbstkontrolle auf die moralische Ebene übertragen werden, beherrschen nun das Ideal der Männlichkeit mit: „Winckelmanns Ideale wurden Teil des Bildungsprozesses, des bürgerlichen Drangs zu Selbsterziehung und Charakterbildung, der in Mitteleuropa gute ‚citoyen‘ hervorbringen sollte.“¹¹⁹

Tragend für das Männlichkeitsideal wird die Einheit zwischen Körperlichkeit, Schönheit und Moral. Die Wichtigkeit des Sports als Teil der persönlichen Hygiene basiert auf dieser Einheit, indem sportliche Tätigkeit modellierend auf den Körper wirkt, ihn nach bestimmten dominanten Kriterien ‚schön‘ macht, auf der moralischen Ebene wiederum als Kontrolle unerlaubter Eigenschaften fungiert und die Willenskraft stärken soll. Die Zügelung des Trieblebens hat einen religiösen Ursprung, obwohl die Kontrolle über die Leidenschaften auch mit dem Säkularisierungsprozess als fundamentaler Bestandteil des Männlichkeitsstereotyps beibehalten und durch die Medizin verwissenschaftlicht wird. Rationalismus und Christentum treffen stimmen in ihrer Fokussierung auf den Körper als Quelle potentieller Gefahr überein¹²⁰. Im Körper-Geist-Dualismus erscheint der Körper als der Teil, dem nicht vertraut werden kann, was wesentlich für eine religiöse Auffassung, als auch für den Rationalismus ist: „[...] Cartesianism as a view of the world became a basic principle of Protestant individualism, scientific rationalism and Protestant spirit which sought to dominate external nature through the application of instrumental rationalism.“¹²¹

¹¹⁸ Lavater gilt als der moderne Begründer der Physiognomik, die als Wissensbereich bereits in der Antike betrieben wurde. Lavater veröffentlichte 1772 ein zusammenfassendes Werk über seine Theorien., welches ein breites Publikum erreichte und aus Lavater einen bekannten Mann, mit hohem Ansehen auch bei vielen der prominentesten Intellektuellen seiner Zeit machen sollte. Lavater war Theologe und seine Physiognomietheorie ist von seinen religiösen Ideen nicht zu trennen. Lavater postuliert in seinem Werk Von der Physiognomik die Übereinstimmung von Innen und Außen, von Seele und Körper. Er operierte mit dem damals dominanten Wissenschaftsparadigma der Gesetzmäßigkeiten und Kausalzusammenhänge, woraus seine Grundthese resultiert: „Je moralisch besser; desto schöner. Je moralisch schlimmer, desto hässlicher.“ Ähnlich wie Winckelmann postuliert Lavater die Einheit von körperlicher und moralischer Schönheit und versucht theoretische Fundamente für diesen Ausgangspunkt zu schaffen und Wissenschaft zu betreiben. Siehe Norbert Borrmann, Kunst und Physiognomik. Menschendeutung und Menschendarstellung im Abendland, Köln: 1994, S. 121-143.

¹¹⁹ George L. Mosse, idem., S. 51.

¹²⁰ Siehe Bryan S. Turner, idem.

¹²¹ Idem., S. 9.

Das ideale Bild des Mannes beinhaltet die Kontrolle von Seiten des Individuums über die Leidenschaften, erfordert Mäßigung zur Erlangung von sexueller und geistiger Reinheit. Fundamental für die Aufstellung, Durchsetzung und Erhaltung eines bestimmten Leitbildes in einer gesellschaftlichen Ordnung ist das Abstecken der Norm, das Abgrenzen von dem, was der Gesellschaft als abnorm erscheint, von dem als ‚Außen‘ markierten. Die Verbannung der negativen Elemente, die in Opposition zum Ideal stehen, in einen Antitypus, kreieren stärkere Konturen des Leitbildes und gestalten einen ‚verbotenen Ort‘, den zu betreten ein Austritt aus der gesellschaftlichen Norm beinhaltet. Die Existenz eines Ideals erscheint als korrelativ zu seinem Gegenbild.

Zu den historischen Transformationen, die den Beginn der Moderne markieren, gehört eine Verschärfung der Trennlinien zwischen Normalität und Abnormalität, zwischen Zentrum und Exzentrik, ein Prozess, dem Foucault in verschiedenen Werken nachgegangen ist. Die moderne Gesellschaft beginnt seine Außenseiter zu beobachten, zu studieren und zu klassifizieren. Dies geschieht über den Weg der Wissenschaften und der Institutionen. Die Entwicklung eines Diskurses der stärkeren Systematisierung, betont wiederum die Umriss von Stereotyp und von Antitypus. Die medizinischen Wissenschaften tragen wesentliche Klassifikationskriterien und -werkzeuge zur Stigmatisierung der Außenseiter bei. Unangepasstheit an die bürgerliche Gesellschaft sowie Krankheit werden in den – sich zunehmend popularisierenden - medizinischen Diskursen zu Synonymen gemacht. Wahnsinn, Homosexualität und Masturbation werden zu Interessensfeldern der Medizin. Für die Thematiken von Sexualität und Geschlechterbildern ist der medizinische Diskurs fundamental, denn durch seine normative Tragweite werden in den Formeln von Krankheit und Gesundheit gesellschaftlich Akzeptiertes und Ausgeschlossenes zusammengefasst. Die Mediziner werden zu „Moralschiedsrichtern“¹²², die unter der Bezeichnung der Krankheit auch wesentliche Aspekte des maskulinen Antitypus synthetisieren¹²³. Äußerliche hässliche Erscheinung wird mit Amoralität gleichgesetzt, ein Parallelismus, den Nordau in seiner *Entartung* immer wieder aufstellt. Die Krankheiten der Nerven, Nervosität und Neurasthenie werden zu potentiellen Gefahren für das männliche Idealbild und geraten in die Nähe von Homosexualität und Perversion:

¹²² Georg L. Mosse, idem., S. 87.

¹²³ Stefan Leonhard Brand beschreibt diesen Prozess wie folgt: „Mit der Medizinisierung des menschlichen Körpers übernahmen die Ärzte eine Position, die früher von Priestern und Seelsorgern ausgefüllt worden war. Sie waren bald nicht mehr nur wissenschaftliche Beobachter somatischer Zusammenhänge und Funktionen, sondern mehr und mehr auch die moralischen Wächter über eine immer komplizierter werdende Ökonomie der Körper.“, siehe Stefan Leonhard Brandt, idem., S. 60

Gesundheit und Krankheit wurden zu Zuständen, die den ‚Insider‘ vom ‚Outsider‘ unterschieden, leicht erkennbare Zeichen, die in den Körper eingebrannt waren. Der ‚Outsider‘ sah genauso aus wie die abschreckenden Exempel, an denen Tissot das Laster der Masturbation festgemacht hatte – nervös, schwach, vorzeitig gealtert, offensichtlich dem Tode nahe; der ‚Insider‘ drückte körperlich und geistig jene Ausgeglichenheit aus, für die die Griechen Rate gestanden hatten.¹²⁴

Zugehörig zu dieser systematisierenden und klassifizierenden Tendenz der modernen Gesellschaft, die in dem sich ständig erweiternden medizinischen Diskurs eine ihrer Hauptquellen für die Aufstellung von Norm und Abnorm besitzt, ist die klare Trennung der Geschlechter. Individuen, die diese Trennungslinie in Frage zu stellen scheinen, gehören damit zu den Außenseitern. Unmännliche Männer, die mit Verweiblichung und oft mit Homosexualität zusammenhängend gedacht werden, verkörpern das Antibild und werden als Gefahr für die Gesellschaft angesehen. Bilder der Außenseiter weisen die Tendenz auf, miteinander zu verschmelzen, wie man zum Beispiel an Hand der Gleichstellung von Judentum und Verweiblichung, die um die Jahrhundertwende zu beobachten ist, verbildlichen kann. Otto Weiningers Werk *Geschlecht und Charakter* ist ein paradigmatisches Beispiel dieser Stigmatisierungsweise.

Die Flexibilität und Resistenz, mit welcher eine Gesellschaft ihre Antitypen integrieren kann, ohne dass die gesellschaftliche Norm wesentlich davon beeinträchtigt wird, wurde von Foucault und Butler beschrieben. Das vermehrte Auftauchen von Außenseitern in einer Gesellschaft und die Reklamation bestimmter Rechten, führen nicht notwendigerweise zu einer Veränderung der Norm. Die Jahrhundertwende zeigt dies auf paradigmatische Weise:

Die Fähigkeit der modernen Gesellschaft, sich ihre Herausforderer einzuverleiben, kam auch [dem Ideal der Maskulinität] zugute. Viele Beispiele einer solchen Integration ließen sich anführen; so wurden nicht alle Schriftsteller und Künstler, die die normative Maskulinität kritisierten, totgeschwiegen, sondern einfach nur als Künstler oder Träumer eingestuft, deren Werke man sich zu Gemüte führen konnte, ohne Schaden zu nehmen.¹²⁵

Die Werke der Brüder Mann können hierfür als Beispiel fungieren. Thomas Mann zeigt in vielen seiner Werke die Schwierigkeiten männlicher Helden, den erwarteten Ansprüchen an Männlichkeit und Weiterführung einer als männlich kodierten Tradition, gerecht zu werden.

¹²⁴ Idem., S. 87.

¹²⁵ Idem., S. 141.

Oftmals scheint der Erzähler diese Spannungen nicht zu kritisieren oder zu verurteilen, sondern begleitet seine Figuren mit Sympathie und Verständnis. Auch in Heinrich Manns literarischen Werken geht es oft um Problematiken, die mit den Geschlechterverhältnissen in Verbindung stehen und die normative Aufteilung der Geschlechter in Frage stellen. Jedoch werden beide Autoren nicht als subversiv abgestempelt, geschweige denn das Lesen ihrer Werke verboten. In dem geschlossenen Raum der künstlerischen Werke darf der Antitypus existieren und wird so von der dominanten sozialen Norm auf bestimmte Weise integriert, was nicht bedeutet, dass dies notwendigerweise eine Entsprechung in der gesellschaftlichen Ordnung hat. Der Antitypus kann, indem er Verbildlichungen und konkretisierte Erscheinungsformen aufweist, auch weiterhin als Antitypus eingegrenzt werden.

Die Zeit um die Jahrhundertwende ist aber auch gekennzeichnet durch eine Krise in den Anschauungsweisen über Geschlecht, Sexualität und Männlichkeit. Die pluralisierte Weise, in denen diese Problematiken in Texten und Diskursen auftauchen, kann als Zeichen für diese krisenhafte Situation gelesen werden. Es gibt jedoch viele Manifestationen, die nicht unbedingt subversiv gegen die regulierende Gesellschaftsnorm funktionieren, sondern im Gegenteil normerhaltend wirken. Die Einverleibungsformen einer Gesellschaft ihren Antitypen gegenüber sind vielfältig, und die Akzeptanz des außerhalb der Norm Stehenden erscheint oftmals in der Form einer neuen Ausgrenzung: Dem Unnormalen werden bestimmte Räume zugeordnet. Die Spannungen, die zwischen Norm und Abnorm, zwischen Idealtypus und Antitypus existieren, sind für die Zeit um die Jahrhundertwende charakteristisch.

5. Das Patriarchat um die Jahrhundertwende

Beschreibt man die moderne Gesellschaft als patriarchalische soziale Ordnung, lässt sich um 1900 eine Infragestellung und ein Aufsplittern wichtiger Elemente des Patriarchats beobachten. Unter Patriarchat verstehe ich, anlehnend an Turner, eine Form der Machtausübung von Männern über Frauen, die diese Subordination der Frau als gesellschaftliche Norm etabliert¹²⁶. Bei diesem soziologischen Begriff von Patriarchat wird von einer Soziologie des Körpers ausgegangen, durch die eine Kontrolle der Sexualität konstituiert wird, die insbesondere die Kontrolle über die weibliche Sexualität von Seiten des Mannes beinhaltet.

¹²⁶ Siehe Bryan S. Turner, idem. Kapitel „Patriarchy: Eve’s body“.

Als eines der wichtigsten und immer wiederkehrenden Legitimationsargumente für die patriarchalische Ordnung fungiert das Kultur/Natur-Argument. Männlich und Weiblich werden in dieser Anschauungsweise mit anderen wesentlichen Dichotomien, die die dominanten Diskurse strukturieren, gleichgesetzt, von denen Natur und Kultur Kernelemente darstellen: Die Frau wird durch ihre Reproduktionsfähigkeit und durch die Wichtigkeit, welcher dieser Funktion in der sozialen Ordnung traditionell zufällt, mit der Natur identifiziert. Über Sexualität und Fruchtbarkeit wird die Frau in die Nähe der Natur und des Tierreiches gerückt, während der Mann als Konstrukteur und Erhalter der Kultur fungiert. Um die Tragweite des Oppositionspaars ‚männlich/weiblich‘ zu beschreiben, kann man Männlichkeit und Weiblichkeit als ‚Schwelleneffekte‘ beschreiben: Diese sind „Orte, wo quantitative Zunahmen innerhalb einer Dimension plötzlich als qualitative Unterschiede irgendwo ganz anders auf der Landkarte auftauchen können.“¹²⁷ Die an die Begriffe von Mann und Frau gekoppelten Dichotomien beinhalten so einen Positionierungsunterschied, in dem die mit Männlichkeit verknüpften Termini in der allgemein dominanten Bewertungsskala höher situiert erscheinen. Die Frau, assoziiert mit Natur, wird mit ihrer Sexualität identifiziert, während der Mann Herrscher seiner Sexualität zu sein scheint:

Die Sexualität als Bedeutungsträger wurde im historischen Prozeß auf gleichsam chronische Weise feminisiert. Sie ist als eine immanente Eigenschaft konstruiert worden, die in erster Linie durch Weiblichkeit verkörpert wird. [...] Innerhalb dieser substantialistischen Ideologie ist männliche Sexualität als das genaue Gegenteil wahrgenommen worden: Sie wurde lediglich als Handlung oder Aktion – oder genauer: als Reaktion – gefasst, und sie ist ohne Substanz, ein bloßes Bündel technischer Verhaltensmaßregeln.¹²⁸

Grundlegende Oppositionspaare, die die patriarchalische Ordnung unterstützen und wesentlich sind für das moderne, Ende des 18. Jahrhunderts konstituierten Geschlechtersystem, sind neben Natur und Kultur Gefühl und Vernunft, Passivität und Aktivität, Privatsphäre und Öffentlichkeit, Körper und Geist. Postuliert man eine Krise des Patriarchats um 1900, wird man diese Gegensatzpaare im Hinblick auf Veränderungen in dem Bezugssystem, in dem sie sich gegenüberstehen, untersuchen müssen.

¹²⁷ Eve K. Sedgwick, „Mensch, Boy George, du bist die deiner Männlichkeit ja unglaublich sicher!“, S. 358, in *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, op. cit., S. 353-361.

¹²⁸ Paul Smith, „Was. Männlichkeit und Sexualität“, S. 74, in *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, op. cit., S. 58-85.

Die Jahrhundertwende wird in der vorliegenden Arbeit als eine Epoche wichtiger Transformationen gelesen. Die Veränderungen finden auf unterschiedlichen Ebenen statt und verbinden sich mit sozialen, politischen und ökonomischen Krisen. Diese Arbeit geht den Umwälzungen nach, die sich an den Gegensatzpaaren von Krankheit und Gesundheit und Männlichkeit und Weiblichkeit beobachten lassen. Die Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts weist ein konfliktreiches Verhältnisnetz zwischen den Geschlechtern und insbesondere zwischen den Verhandlungen auf, die auf textueller Ebene über die Thematik der Geschlechter stattfinden. In den letzten zwanzig Jahren lässt sich auf Forschungsebene ein Zusammenfließen der Studiengebiete bezüglich des *fin de siècle* und der *Gender Studies* beobachten¹²⁹. Die traditionelle Geschlechterordnung scheint um die Jahrhundertwende in Unordnung geraten zu sein. In Europa und USA machen sich feministischen Gruppen immer sichtbarer, worauf es verschiedene Reaktionen gibt. Das Bild des Mannes scheint in eine unsichere Position zu geraten; von den einen wird dies begrüßt, denn es eröffnet sich die Möglichkeit für alternativere Existenzweisen, von den anderen wird dies mit Angst und Unsicherheit beobachtet, wieder andere beklagen den Verlust sicherer Grenzen zwischen den Geschlechtern und fester Zuordnungen ihrer Tätigkeitskreise. Die vier ausgewählten Texte dieser Arbeit fungieren als Zeugnisse dieser Krise, wobei sie unterschiedliche Positionen und Urteile zu den entstandenen Unsicherheiten formulieren.

Postuliert man eine Krise der Männlichkeit um die Jahrhundertwende, impliziert man - in Folge der hier vorausgesetzten normativen Tragweite, welche das Ideal der Maskulinität für eine Gesellschaft besitzt - eine Infragestellung der wichtigsten Leitdiskurse einer Gesellschaft. Im *fin de siècle* scheint die traditionelle Männlichkeit von vielerlei Seiten in eine prekäre Position gebracht: „Die Feinde der normativen Maskulinität schienen überall zum Angriff zu blasen: die Frauen versuchten, aus ihrer traditionellen Rolle auszubrechen, und immer mehr ‚weibische‘ Männer und ‚unweibliche‘ Frauen traten auf den Plan.“¹³⁰

Die Vermehrung und Spezialisierung der Wissenschaften, die sich mit der Sexualität befassen, können als Zeichen dieser die Geschlechterordnung betreffende Verunsicherung

¹²⁹ Stefan Leonard Brandt schließt sich hier Elaine Showalter an, um die Jahrhundertwende als fruchtbare Zeitenwende für die Untersuchung für Vorstellungen und Darstellungen von Geschlecht zu charakterisieren: „Die Periode der (amerikanischen und europäischen) Jahrhundertwende ist für eine Untersuchung der historischen Konstruktion von *gender* ein besonders dankbarer Gegenstand, da in dieser Zeit die kulturellen Paradigmata von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ auffallend in Frage gestellt und neu bewertet werden. Elaine Showalter sieht im *fin de siècle* daher eine Phase von hoher Bedeutung für die Erforschung von Geschlechterstrukturen: ‚[...] gender criticism has found its ideal text-milieu in the *fin de siècle*, a period described by historians and writers as both a crisis in masculinity and an age of sexual anarchy.‘“ Siehe Stefan Leonhard Brandt, idem., S. 36-37.

¹³⁰ George L. Mosse, idem. S. 108.

gelesen werden. Die Bilder der Geschlechter werden in medizinische Termini gefasst, Diskussionen um Degeneration und Homosexualität verbinden die Thematiken von Krankheit und Männlichkeit. Paradigmatisch für diese Problematik um Bilder von Männlichkeit ist das Gerichtsverfahren gegen Oscar Wilde:

Wilde became in the eyes of ‚society‘ the embodiment of a narcissistic attitude as well as of a thoroughgoing ambivalence which ‚society‘ decided it could not live with and had to abandon – by scapegoating someone who might represent its own ambivalence. [...] Wilde’s trial were of course the crucial event, enabling the popularization of a link between literary and artistic ‘decadence’ and aestheticism, the Darwinist scientific, medical and ultimately political discourse concerning ‘Entartung’, ‘degeneration’ and that other neologism of the last quarter of the nineteenth century, ‘homosexuality’.¹³¹

Die Vermischung der Diskurse, die Moralisierung der Medizin und die ‘Verwissenschaftlichung’ der moralischen Einstellungen, die Übergänge von Biologie und Kulturkritik können als Verweise auf eine krisenhafte Situation in den Grundwerten einer Gesellschaft gelesen werden, die insbesondere auch das Sprechen über die Geschlechter betreffen.

Zwei Beispiele sollen nun zur Veranschaulichung der in Krise geratenen Vorstellungen von Geschlecht im *fin den siècle* aufgeführt werden, die den Fokus auf die Verunsicherung des Bildes des Mannes richten. Erstes Beispiel ist das um 1900 wieder entdeckte Paradigma der ‚Hysterie‘, welches um die Jahrhundertwende semiotisch die verschiedenen Pathologisierungen der weiblichen Sexualität zusammenfasst. Galt Hysterie seit der Antike als exklusiv weibliches Leiden, welches als eng gekoppelt an die weibliche Anatomie imaginiert wurde, postulierte man um die Jahrhundertwende auch die Existenz einer männlichen Hysterie. Die Überschreitung, die das männliche Geschlecht vollziehen musste, um hysterische Züge aufzuweisen, war sehr viel größer als die Grenzüberschreitungen der Frau. Grundsätzlich wurde Hysterie als eine Art Zuspitzung der weiblichen Charakteristika bis ins Krankhafte verstanden, wohingegen der Mann, um als hysterisch abgestempelt zu werden, zunächst bestimmte Züge von Weiblichkeit annehmen musste. Hysterie beim Mann bedeutete das Scheitern seiner Männlichkeit. Die grundlegende Dichotomie, die von dem ‚hysterischen Mann‘ in Frage gestellt wird, ist die zwischen Geist und Körper, zwischen Rationalität und Natur:

¹³¹ Michael Kane, *Modern Men. Mapping Masculinity in English and German Literature, 1880-1930*, London, New York: 1999, S. 57-58, S. 150.

Seit der Aufklärung galt die Hoheit über Verstand und Körper als ein wichtiger und überprüfbarer Maßstab für den Grad der ‚Männlichkeit‘ des Individuums. Von der Ratio, der *res cogitans*, um den Descartschen Begriff zu gebrauchen, hatte nach allgemeingültiger Überzeugung die Macht auszugehen. Der Körper war lediglich das ausführende Organ, eine subalterne *res extensa*. Ein Mann, der nicht mehr Herr seines Körpers und seiner Emotionen war, erschien daher auch nicht mehr als ein ‚wirklicher‘ Mann.¹³²

Die Hysterie wurde mit ‚typisch weiblichen‘ Phänomenen des Körpers der Frau assoziiert, wie der Menstruation, der Schwangerschaft und den Wechseljahren. Die hysterischen Symptome ließen die bei der Frau ohnehin als dominant empfundene Körperlichkeit noch mehr in den Vordergrund geraten. Bei diesem Prozess der Reduktion der ‚Frau‘ auf ihre Körperlichkeit und Sexualität wurde der Körper zur lesbaren Oberfläche gemacht. Bei dem ‚hysterischen Mann‘ geriet nun ebenfalls der Körper in den Blickmittelpunkt, wodurch die Assoziation von Männlichkeit und Ratio ins Wanken gebracht und das etablierte Bild von Männlichkeit selbst in Frage gestellt wurde. Der als Kontrollinstanz gedachte Geist, der hemmend auf die männliche Körperlichkeit wirken sollte, verlor in den Vorstellungen von der männlichen Hysterie seine Souveränität und brachte - über die Vorherrschaft des Körpers - den Mann in eine als gefährlich empfundene Nähe zur Frau. Die Beunruhigung über ‚hysterische Männer‘ trug im dominanten Diskurs also die ‚[...] ‚Verunreinigung‘ des Bildes maskuliner Integrität [...]‘¹³³ mit sich.

Ein weiteres Zeitphänomen, welches die in Krise geratene ‚Männlichkeit‘ um die Jahrhundertwende verbildlichen kann, ist das verstärkte Auftauchen von Männerbunden-Formationen, wie Freimaurern, studentischen Burschenschaften, der Wandervogel-Bewegung und ähnlichen Gruppenbildungen¹³⁴.

Männerbündisches Denken ist zutiefst defensiv, seine Aggressivität und Kompromisslosigkeit speist sich aus dem Gefühl eines drohenden Verlustes von Identität und einer Endzeit-Stimmung. In dieser anti-modernen Defensivhaltung ist der männerbündische Diskurs jedoch zugleich fixiert auf die Kultur der Moderne und ein unauflösbarer Teil von ihr.¹³⁵

¹³² Stefan Leonhard Brandt, idem., S. 70-71.

¹³³ Idem., S. 72.

¹³⁴ Siehe Bernd Widdig, *Männerbünde und Massen. Zur Kritik männlicher Identität in der Literatur der Moderne*, Opladen: 1992 und Bernd Widdig, „ ‚Ein herber Kultus des Männlichen‘: Männerbünde um 1900“, in *Wann ist der Mann ein Mann, Zur Geschichte der Männlichkeit*, op. cit., S. 235-248.

¹³⁵ Bernd Widdig, „ ‚Ein herber Kultus des Männlichen‘: Männerbünde um 1900“, idem., S. 235.

Männerbünde erscheinen in dieser Anschauungsweise als Reaktion auf die feministische Bewegung, die als Gefahr und Bedrohung des Männlichkeitsideals fungiert, welches eine prekäre Identität zu festigen sucht, indem es eine Strategie der Verteidigung entwickelt. Frauenausschließende Bündnisse, die als ‚männlich‘ verstandenen Aktivitäten nachgehen, seien diese körperlicher oder intellektueller Art, versuchen die Belebung der als bedroht empfundenen männlichen Traditionen in einer Zeit der in Unordnung geratenen Geschlechterverhältnisse.

Neben diesen sehr auffälligen Phänomenen, die eine krisenhafte Situation der Vorstellungen von Geschlechter im *fin de siècle* verbildlichen, sollen auch die in dieser Arbeit besprochenen Texte als Veranschaulichung für Transformationen und Unsicherheiten in der Geschlechterordnung betrachtet werden. Die vier ausgewählten Werke, so der Vorschlag der vorliegenden Arbeit, fungieren als Zeichen dieser Krise des Patriarchats.